

**Zeitschrift:** Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus  
**Herausgeber:** Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege  
**Band:** 20 (1926)  
**Heft:** 9

**Artikel:** Zur Weltlage : die Gefahren der Schweiz - von der Geschichte aus gesehen  
**Autor:** Ragaz, L.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-135469>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Ich hebe von dem vielen, was zu nennen wäre, nur Eins hervor: wie er darob getadelt wird, dass seine Jünger am Sabbat Aehren ausraufen, um ihren Hunger zu stillen, beruft er sich auf das Beispiel Davids, der in der Not in einen Tempel geht, die Schaubrote vom Altar nimmt und seine Mannen damit speist. Das war in den Augen jedes Israeliten die Durchbrechung einer Ordnung, die unvergleichlich viel heiliger war, als jede „Obrigkeit“; hier wurde sogar Gott gegen Gott gesetzt. Das ist die Freiheit J e s u, den allein wir unsern Meister nennen.

Summa: Von welcher Seite immer wir dieses vielmissbrauchte Wort betrachten, es eignet sich in keiner Weise dazu, Grundlage irgend eines Despotismus und Bollwerk gegen irgend eine berechtigte und gute Freiheit zu bilden. Möchte sein Missbrauch vor dem Licht dieser Wahrheit endlich fallen.

L. R a g a z.



## Die Gefahren der Schweiz — von der Geschichte aus gesehen.

### 1. Lasst uns neu unsere Geschichte bedenken!

Ich habe in der Betrachtung: „Wo sollen wir suchen?“ darauf hingewiesen, dass immer, wenn eine kleinere oder grössere Bewegung oder menschliche Gemeinschaft sich genötigt sehe, im Angesicht einer neuen Lage, vielleicht nach grossen Sünden und Verwirrungen und den daraus hervorgegangenen Katastrophen, sich neu auf sich selbst zu besinnen, der gewiesene Weg sei, ihre G e s c h i c h t e zu befragen, zu ihren Ursprüngen zurückzukehren, dort nach ihrem wahren Sinn und ihrer eigentlichen Bestimmung zu forschen, davor Busse zu tun (Busse bedeutet ja tiefe Einkehr und Umkehr) und dann sich mit erfrischter und gereinigter Kraft dem neugeschauten Ziel zuzuwenden. Es ist wohl eine tiefe Wahrheit, dass Sinn und Bestimmung einer Gemeinschaft, wie einer geschichtlichen Bewegung, besonders in ihren A n f ä n g e n mit Offenbarungsklarheit hervortreten, so dass alle späteren Entwicklungen immer wieder dahin zurückkehren müssen, wenn sie sich über sich selbst klar werden, ihre Aufgabe, ihren Zukunftsweg neu sehen wollen. In Bezug auf das Christentum ist das eine längst anerkannte Methode: hier geht man, wenn es gilt, die ursprüngliche Wahrheit dieser Sache zu ergründen, auf ihre Anfangsgestalt, das Urchristentum und die Vorgeschichte des Christentums in Moses und den Propheten zurück, so wie diese Anfangsgestalt sich in ihrer ewigen Urkunde, der Bibel, dokumentiert. Der in manchen Dingen genial schauende Basler Theologieprofessor und Historiker des Christentums Franz Overbeck, der Freund Nietzsches, hat für diese Tatsache

den Begriff der „Urgeschichte“ geprägt. Jakob Burkhardt nennt die sozusagen klassische Gestalt einer geschichtlichen Bewegung ihren „Fixierungspunkt“; man könnte auch von einem status nascendi reden, in welchem der unveränderliche Schöpfungssinn einer geistigen Bildung mit einzigartiger Klarheit aufleuchtet. Was aber von diesem bestimmten geschichtlichen Punkte auf ganz besondere Weise gilt, das ist von der ganzen Geschichte zu sagen, und dies gerade dann, wenn man bei deren Betrachtung jene Schöpfungstage nicht aus den Augen verliert.

Diese Wahrheit müssen wohl gerade auch wir Schweizer in der gegenwärtigen Lage unseres Volkes anwenden. Unser Land geht als politisch-geistiges Gebilde wieder durch eine Krise auf Leben oder Sterben. Da ist es notwendig, dass wir den Sinn dessen, was Schweiz heisst, auch dadurch wieder zu erfassen suchen, dass wir ihre Geschichte und besonders ihre Anfänge (die nicht einfach chronologisch zu verstehen sind) befragen — neu befragen. Denn Geschichte haben wir zwar immer reichlich getrieben, aber es war nicht die wirkliche Geschichte unseres Volkes, sondern seine Selbstverherrlichung, in die Geschichte zurück gespiegelt, es war ein sentimentaler Jahrmarktshelgen, mit den bunten Klecksfarben des Festpatriotismus bemalt. An Stelle dieses patriotischen Jahrmarktshelgens gilt es, so weit als möglich die wirkliche Geschichte der Schweiz zu setzen. Dann wird man ein Doppeltes erleben: diese wirkliche Geschichte der Schweiz ist auf der einen Seite viel weniger schön als die der Schützenfestlegende, sie ist in ihren Niederungen sehr hässlich und auf ihren Höhepunkten tragisch, aber sie ist auf der andern Seite viel herrlicher, viel grossartiger, als jenes übliche, ins Schöne verzerrte Bild ahnen lässt.

Etwas von dieser neuen Zuwendung zu unserer Geschichte und neuen Art, sie zu betrachten, ist denn auch unter uns seit einiger Zeit zu spüren. Einen sehr wertvollen Beitrag dazu bildet die Geschichte der Schweiz von Ernst Gagliardi, von der in den „Neuen Wegen“ auch schon die Rede gewesen ist. Nicht als ob sie schon ganz das wäre, was wir nötig hätten. Es fehlt Gagliardi, wie mir scheint, vor allem in den zwei entscheidenden Punkten am vollen Verständnis: in der Beurteilung des sozialen und des religiösen Momentes der schweizerischen Geschichte. Seine Auffassung des Verhältnisses von Politik und Religion schwankt zwischen einer tieferen Wertung des religiösen Faktors für das Leben der Völker und der des üblichen Freisinns, der ihm bloss an der Peripherie des Lebens eine Sonntagsrolle zuweist. So verfehlt er in der Beurteilung der Rolle, die das Politische im Wirken Zwinglis spielt, das punctum saliens. In der Darstellung der Wiedertäuferbewegung hält er sich, trotzdem hier die neuere Geschichtsforschung doch reichlich Licht geschafft hat, leider an die alte

Kinderlegende. Eine gewisse Abneigung gegen Frankreich und die Franzosen mit der entsprechenden Bevorzugung des Deutschen scheint unverkennbar. Auch kommt es mir verhängnisvoll vor, wenn er den Sinn der Schweizergeschichte immer wieder sozusagen in der — Neutralität gipfeln lässt. Aber trotz diesen und andern Aussetzungen ist in meinen Augen diese Geschichte doch ein bedeutender Wurf, ja eine moralische und vaterländische Tat: Denn sie stellt in wesentlichen Punkten doch eine neue Betrachtungsweise dar. Sie bricht entschlossen mit aller historischen Selbstverherrlichung und setzt die schlimmen Partien unserer Geschichte mit Absicht ins volle Licht. Dafür stellt sie dann diese Geschichte mitten in den Zusammenhang der Weltbewegung hinein und verleiht ihr damit eine Grösse, die sie in der üblichen Darstellung nicht hat. Und das kann sie doch nur, weil der Verfasser wenigstens an einem Punkte etwas erkennt, was meines Wissens noch keiner von unsern zusammenfassenden Geschichtsschreibern gesehen hat: die weltgeschichtliche Bedeutung der schweizerischen Reformation, besonders in ihrer kalvinistischen Form. Darum warten wir zwar auf eine noch kongenialere Schweizergeschichte, die dazu auch noch mehr für alles Volk wäre, wünschen aber, dass inzwischen die von Gagliardi von möglichst vielen Schweizern gelesen und überlegt werde.

Die folgenden Bemerkungen sind ihrerseits durch solche Lektüre und Ueberlegung veranlasst. Sie sind insofern allerdings einseitig, als sie mit Bedacht die Schattenseiten unserer Geschichte hervorheben. Dies geschieht einmal, weil ich die andere Seite schon mehrmals zu zeigen versucht habe, sodann weil dieser Aufsatz, wie das ganze Heft, soweit es auf die Schweiz Bezug hat, ein Stück Betagsbetrachtung sein soll. Ueberhaupt hat es seinen guten Sinn, wenn wir auf dem Hintergrund des Grossen, was die Geschichte der Schweiz kund tut und was auch heute noch unsere Bestimmung ist, doch jener traditionellen Selbstverherrlichung gegenüber die Dunkelheiten, Verwirrungen, Erbärmlichkeiten, tragischen Verschuldungen unserer Vergangenheit hervorheben und, was der besondere Zweck dieses Aufsatzes ist, die uns auch heute bedrohenden Schäden und Gefahren unseres Volkswesens durch unsere Geschichte hell beleuchten.

## 2. Point d'argent, point de Suisse.

Eine der Grundtatsachen der schweizerischen Geschichte, die uns aus der Darstellung Gagliardis geradezu in die Augen springt, ist die furchtbare Rolle, welche darin die Geldgier spielt. Das point d'argent, point de Suisse, worin schon frühere Geschlechter diese Tatsache ausgedrückt haben, steht in der Tat mit gewaltigen schwarzen Lettern über unserer Geschichte geschrieben und jenes



Wort ist dafür noch lange nicht scharf genug. Die Schamröte steigt noch uns Urenkeln jener Geschlechter ins Gesicht, wenn wir lesen, was Gagliardi von den ältesten Zeiten bis tief in das neunzehnte Jahrhundert herein davon berichtet. Schon bei den Burgunderkriegen ist es nicht sicher, ob nicht das vom französischen König dem Berner Schultheissen Niklaus von Diessbach gespendete Bestechungsgeld die Eidgenossenschaft in einen furchtbaren Krieg mit einem Fürsten getrieben hat, der durchaus gesonnen war, mit ihr im Frieden zu leben und dessen Absichten vielleicht, wenn sie verwirklicht worden wären, der Geschichte Europas eine heilsame Wendung gegeben hätten. Vollends ist das Eingreifen der Schweiz in die italienischen Zustände durch das Geld der fremden Herren, wenn nicht hervorgerufen, so doch aufs verhängnisvollste beeinflusst worden. Gegen diesen die Schweiz furchtbar verwüstenden Mammonismus in Form der Pensionen, nach welchen die führenden Klassen, und des Soldes und der Beute, nach welchen die reislaufenden Landsknechte gierten, hat sich Zwingli erhoben. Das war der Ausgangspunkt der Reformation. Es ist bedeutsam, dass Zwingli auf dem Schlachtfeld zu Kappel von einem solchen Mammonsdienner den Todesstoss empfing. Denn dass er diesen Mammon, nicht dass er den Glauben angetastet, zog ihm die Todfeindschaft des grösseren Teils der Schweizer zu. Und diese Macht, gegen die ankämpfend er in jeder Form sein Herzblut verströmte, beherrschte die Schweiz weiterhin, ja in gewissem Sinne mehr als zuvor. Es gab, abgesehen vielleicht von Zürich selbst, auch in den folgenden Jahrhunderten kaum einen einflussreichen Schweizer, der nicht im Solde eines fremden Potentaten stand und damit mehr oder weniger an dessen Sache gebunden war. Unter den in der Schweiz arbeitenden fremden Gesandten war das Wort geläufig, dass man für Geld in der Schweiz alles haben könne. Die entscheidendsten politischen Vorteile liess man sich entgehen, wenn die Habgier im Spiele war, jede edle, den eigentlichen Idealen der Schweiz entsprechende Sache verriet man um Geld, jede schlechte, den eigentlichen Idealen der Schweiz widersprechende Sache unterstützte man um Geld.

Das ist diese furchtbare Grundtatsache unserer Geschichte. Gagliardi findet dafür eine gewisse Entschuldigung in der natürlichen Armut unseres Landes. Zwingli dagegen, der doch diese Dinge aus der nächsten Nähe kannte und der eine realistische Natur war, liess diese Entschuldigung nicht gelten; er sah im Gegenteil in jenem Uebel eine Ursache unserer Verarmung.<sup>1)</sup> Ich kann sie

<sup>1)</sup> Man kennt die klassische Stelle aus Zwinglis „Treuer und ernstlicher Vermahnung an die Eidgenossen“: „Mit Arbeyt wil sich niemans mer neren. Man lasst die Güter verstuden an vil Orten und wüst ligen, das man nit arbeyter hat, wiewol man Volks genug hette, dazu ein gut Erdrych, das ouch rychlich er-

meinerseits auch nicht gelten lassen. Es ist vielleicht eine Erklärung, aber damit noch keine Entschuldigung. Wichtiger aber als der Streit über die Rolle des point d'argent, point de Suisse in unserer G e s c h i c h t e ist die Erkenntnis der Gefahr, die es auch heute für uns bedeutet. Der Schreibende hat schon seit fast vier Jahrzehnten auf die Analogie zwischen der heutigen sogenannten F r e m d e n i n d u s t r i e und den früheren Formen unseres Fremddienstes hingewiesen und hat seine Meinung nicht verhehlt, dass diese immerhin noch ein wenig edler, weil mannhafter, gewesen seien. Ein Krieger ist sogar als Söldner immer noch etwas besseres, als ein Portier (man wird verstehen, dass ich unter „Portier“ nicht jenen Beruf verstehe, der an sich so ehrenhaft ist als irgend einer) und wir sind die Portiers der Welt geworden. Vielleicht das einzige Gute, was Fritz Bruppacher in seinem Leben geleistet, ist, dass er das Wort vom „Wilhelm Hotel“ geprägt hat. Unser Land ist nach dem Gefühl vieler Schweizer nur dazu da, sich den Fremden für Geld herzugeben. In den Gegenden des grossen Fremdenverkehrs kann man es deutlich genug spüren, dass auch der einfache Mann jeden ihm nicht Bekannten instinktiv nach der wahrscheinlichen Grösse seines Geldbeutels behandelt. — Ein Licht auf diesen schweizerischen Habitus wirft auch die neue Spielhölleninitiative. Wenn man dem Schweizer einen Geldbeutel vor den Augen hin und her schwenkt, sei einen leeren zur Beängstigung, sei einen vollen zur Verlockung, dann verliert er alle Besinnung.<sup>1)</sup> Dass man für Geld auch heute in der Schweiz alles haben kann, beweist die Tatsache, wie wir unsere wirtschaftliche und damit politische Unabhängigkeit für einen Pfifferling halten, wenn der Profit den Anschluss an ein fremdes Geschäft, die Aufgebung des eigenen zu dessen Gunsten, oder die Verlegung einer

ziehen mag. Treyt es nit zymet, ymber, malvasir, nägelin, pomerantzen, syden und soliche wyberschleck, so treyt es anken, astrenzen, milch, pferd, schaaff, reh, landtuch, wyn und korn überflüssig, dass ir darby schöne, starke lüt erziehen, und was ir in üweren landen nit habend, ruig mit dem unseren, dest andre Menschen mangelnd, ertuschen und kouffen mögend. Das ir üch aber das nit haltend, kumpt uss dem eygenen nutz. Den hat man under üch gebracht. Der führt üch von der arbeyt zu dem müssig sitzen. Und ist doch die arbeyt so ein gut, götlich Ding; verhüt vor mutwillen und lastren, gibt gute frucht, dass der Mensch ohne sorg seinen lyb reichlich spysen mag, nit entsitzen muss, dass er sich mit dem blut der unschuldigen spyse und vermasge; sy macht üch den lychnam [Leib] frutig und stark und regiert die krankheyten, so uss dem müssigan erwachsend und, das das allerlustigst ist, verleyt von der hand der arbeitenden frucht und gewechs harnach, glych als der Hand Gottes in anfang der gschöpft alle Ding nach läbendig wurdend, das der arbeyter in usswendigen Dingen gott glycher ist denn ützi in der welt.“

<sup>1)</sup> Unter dem Banne dieses Götzendienstes hat er auch unseren höchsten, natürlichen Wert, die Schönheit und Unberührtheit unserer Natur, verraten und verkauft.

nationalen Industrie ins Ausland zu verlangen scheint. Verdienen, verdienen — das ist die Losung, die den Schweizer betäubt, verdienen um jeden Preis, um den Preis der eigenen Würde, um den Preis des Vaterlandes. Verdienen ist oberste Pflicht, Verdienen ist Religion. Und wenn doch einmal Skrupeln kommen, dann heisst es: „Was soll ich allein noch zurückhalten? Die Andern tun es ja doch!“ Dass wir dann uns um so stärker in Phrasen von Idealismus und Patriotismus berauschen, ist auch nichts Neues; genau so haben es die alten Schweizer auch gemacht, wenn sie ihre fremden Pensionen richtig in der Tasche hatten. — Vielleicht die allerschlimmste Form moderner schweizerischer Profitgier um jeden Preis war aber die Art und Weise, wie wir uns im K r i e g e und am K r i e g e bereichert haben. Es fragt sich, ob wir diesen Fluch überleben werden. Doch davon ein andermal; diesmal sei nur hinzugefügt, dass dieses Profitmachen um jeden Preis dann beim Schweizer leicht auch ins G e i s t i g e hineinreicht und jeden e c h t e n Idealismus verhindert, dafür freilich einen fruchtbaren Nährboden für falschen, d. h. sentimental, über wirkliche Opfer hinwegtäuschenden, abgibt.

Auch für diese heutige Form schweizerischen Verrates der Schweiz an den Mammon, für diese Hypertrophie des Erwerbstriebes mag man die alte Entschuldigung: unsere natürliche Armut an Wirtschaftsmitteln, anführen. Ich halte sie aber in Bezug auf unsere Zeit ebenso wenig, ja noch viel weniger für stichhaltig, als in Bezug auf die Vergangenheit, und möchte — mutatis mutandis! — die Argumente Zwinglis erneuern. Wenn man von unserer Armut an Wirtschaftsmitteln redet, so verweise ich auf unsern Reichtum an — Wirtschaften! — verweise auf die 750 Millionen, die wir jährlich für Alkohol ausgeben und die tausend „Volksfeste“, die wir jährlich feiern. Nein, nein, hier waltet ein Betrug: nicht unser natürliches Schicksal ist Schuld an dem point d'argent, point de Suisse, sondern unser natürlicher Materialismus. „Hütet euch am Morgarten.“ In Gestalt unserer zügellosen Geldgier lauert wohl immer noch eine der schlimmsten der Gefahren, die die Schweiz bedrohen, auf uns.

### 3. Der Schweizer als Söldner.

Die zweite der grossen Grundtatsachen unserer Geschichte ist der Schweizer als Söldner. Ich fasse dieses Stichwort sowohl wörtlich als sinnbildlich.

Gagliardi erzählt uns, dass wahrscheinlich schon die alten Helvetier Solddienste jenseits der Alpen getan hätten. Jedenfalls weiss jedes Kind, dass hunderttausende von Söhnen unseres Landes im Laufe der Jahrhunderte auf allen Schlachtfeldern der Erde für fremde Herren und fremde Sachen gekämpft und geblutet haben.



Darin spiegelt sich aber die umfassendere Tatsache, dass der Schweizer gern fremden Herren dient. Aus unserer Geschichte tritt uns denn auch überall die Erscheinung entgegen, dass der Schweizer sich in leidenschaftlicher Parteinahme für fremde „Herren“ und fremde Dinge ereifert und diese ihm wichtiger werden, als die Angelegenheiten des eigenen Landes.

Damit verbindet sich das andere Faktum, dass der Schweizer für irgend ein persönliches oder Parteiinteresse instinktiv Verbündete im Ausland sucht und dafür unbedenklich die Schweiz als Ganzes verrät. Und als drittes Moment der gleichen Erscheinung gestellt sich dazu der wilde Neid gegen das, was im Politischen oder Geistigen innerhalb der Schweiz oder eines Teiles der Schweiz neben uns etwas ist oder sein will. Die Vergangenheit illustriert uns diese drei Momente der einen Grunderscheinung immer wieder durch unglaubliche Beispiele. Entscheidende Gewinne sind im Politischen und Geistigen der Schweiz verloren gegangen, weil die einzelnen Glieder der Eidgenossenschaft fürchteten, sie möchten andern mehr zugute kommen als ihnen selbst. Die Früchte gewaltiger Siege auf dem Schlachtfelde blieben aus demselben Grund und dazu freilich auch wegen jener fluchvollen, kurzsichtigen Habgier ungepflückt oder verwandelten sich in Gift. Und im Geistigen war es wie im Politischen. Ein Pestalozzi galt bei uns als Anwärter auf das Armen- oder Irrenhaus und erst das Ausland brachte ihn zu Ehren. So haben wir es später mit Gottfried Keller, Jeremias Gotthelf, Konrad Ferdinand Meyer, Karl Spitteler, Karl Böcklin, Ferdinand Hodler gehalten. Wir hätten sie von uns aus (einige seltene Ausnahmen abgerechnet) für nichts gehalten, während wir ausländische Scheingrößen dritten Ranges umschwärmten.

Diese Tatsache kehrt auch in der höchsten Sphäre wieder. Wenn man die Geschichte der Schweiz verfolgt, so steht man immer vor einer grossen, leeren Stelle. Auch wo das Herrlichste geschieht, da geschieht es immer sozusagen gegen den Willen der Schweizer. Sie haben kaum je ein Gefühl von einer schweizerischen Aufgabe und Bestimmung. Höchstens bei den alten Schwyzern, den ursprünglichen Trägern der Eidgenossenschaft, scheint ein Bewusstsein von deren demokratischen Sinn vorhanden gewesen zu sein, im übrigen fehlt dieses schweizerische Ziel gerade in der entscheidenden Epoche völlig — den Einen, Zwingli ausgenommen, der aber nicht verstanden wird. Damit versäumt man das Grösste, was der Schweiz die Geschichte anbietet. Wenn es doch nicht ganz verloren geht, so ist es Gnade Gottes, Dei providentia, nicht das Werk der Menschen, und soweit das Tun der Menschen in Betracht kommt, so wird etwas von jenem Grossen durch das Opfer und Märtyrertum Einzelner gerettet. Dafür aber ist man, wie ich schon bemerkt habe, leidenschaftlich bereit, für fremde Herren



und Dinge alles einzusetzen. Statt für Zwingli, begeistert man sich für Carlo Borromeo, statt für die schweizerische Volksfreiheit fallen tausende von Schweizern für irgend einen königlichen Absolutismus.

Es ist auch in dieser Beziehung heute nicht anders: Der Schweizer bleibt ein Reisläufer. Er läuft jedem fremden Ideal nach, weiss aber nichts von einem schweizerischen. Für fremde Ideale jeder Art pflegt er sich zu begeistern, für die Schweiz begnügt er sich mit dem Geldverdienen und Karrieremachen. Wilde Leidenschaft flammt zwischen den Parteigängern dieser fremden Ideale auf, aber schweizerische Ideale, mögen sie noch so gross und schön sein, lassen uns kalt. Wenn Schweizer sie vertreten, so ist es für die meisten Mitschweizer schon ein Grund, mit Entschlossenheit dagegen zu sein. Grosse neue Gelegenheiten einer wahrhaft schweizerischen Berufung und Bestimmung gehen aufs neue verloren, weil man sie gering schätzt. Wieder ist man bereit, um seines Geldsackes oder seiner Partei willen, sich und das Land an jeden zu verkaufen, der als Verbündeter erscheint. So verkaufen die einen — geistig verstanden — die Schweiz an Mussolini, die andern an Ludendorff, die dritten an Lenin. Es ist ein alter, schwerer Fluch.

Gibt es für den Schweizer als geistigen Reisläufer eine Entschuldigung? Liegt eine solche vielleicht auch in unserer Armut? Das leugne ich für das Geistige, wie Zwingli es für das Wirtschaftliche geleugnet hat. Unser Land ist nicht arm an schweizerischem Geist, schweizerischen Zielen, schweizerischen Gedanken. Wir haben ja Zwingli, Calvin (den wir doch auch zu den unsrigen rechnen dürfen), Pestalozzi, Secretan, Vinet, Albert Bitzius — um nun von den Dichtern und Künstlern zu schweigen — haben, sachlich geredet: die Demokratie und die Reformation mit allem, was darin liegt; wir haben heute die Berufung zu wichtiger Mitwirkung am Ausbau der Völkerdemokratie, um von noch Grösserem zu schweigen. Nein, es ist nicht unsere geistige Armut, die uns zur Reisläuferei nötigte, es ist unser Mangel an Fähigkeit, das Grosse zu sehen, das sich gerade uns darbietet; es ist unsere unidealistische Nüchternheit, die uns Ideen verachten, aber Macht und Erfolg anstaunen lässt; es ist unser Philistertum, das alles bewundert, was im Ausland oder vom Ausland her mit Glanz und Applomb auftritt, alles aber, was bei uns anspruchslos etwas Rechtes, ja Grosses vertritt, gering schätzen lässt; es ist unsere profitgierige Schlaueheit, die uns instinktiv klar macht, dass es Klugheit ist, für fremde Ideale zu schwärmen, die uns nicht auf den Leib rücken, um uns damit vor ernsthaften Idealen, die ein wirkliches Einsetzen der Person fordern könnten, zu schützen.

Auch der Reisläufer bleibt eine tötliche Gefahr für die Schweiz.

#### 4. Der neutrale Schweizer.

In scharfem Widerspruch zu dieser schweizerischen Gewohnheit reisläuferischen Fremddienstes scheint jener andere Zug zu stehen, der sich mehr und mehr aus der Schweizergeschichte abhebt: die Neutralität.

In Wirklichkeit ist das Gegenteil der Fall: diese beiden schweizerischen Eigenschaften hängen so eng zusammen, dass sie sozusagen nur zwei Aeusserungsformen einer einzigen bedeuten. Das zeigt uns schon die geschichtliche Entwicklung. Die Neutralität ist der Gegenschlag auf jenen reisläuferischen Fremddienst gewesen. Von diesem, nicht von aller Parteinahme an Lauf und Kampf der Geschichte überhaupt wollten Nikolaus von der Flüe und Ulrich Zwingli, die beiden grössten Vertreter der Gegenbewegung, die Schweiz fernhalten. Dass Zwingli es so meinte, ist wohl klar genug. Zeigen doch seine späteren Pläne unzweideutig, wie er die Schweiz fast bis zum Risiko ihrer politischen Eigenexistenz für Zwecke einsetzen wollte, die in den Augen dieses Grössten der Söhne des Schweizerbodens doch grösser waren als die Schweiz, aber allerdings zugleich eine Erfüllung der Schweiz. Nur infolge einer Entgeistung und Entwertung ist das, was Nikolaus von der Flüe und besonders Zwingli meinten, zu dem geworden, was man dann später unter Neutralität verstand.

Aber auch ein innerer Zusammenhang besteht zwischen diesen beiden Formen geistiger Haltung. Auf der einen Seite muss man, wenn man Parteinahme sich nur als Fremddienst denken kann, natürlich neutral im Sinne von parteilos denken, sobald man jene bekämpfen will, und umgekehrt wird man, weil man keine eigene Ueberzeugung und Sache hat, geneigt sein, einer fremden zuzufallen. Denn ohne irgend eine Stellungnahme zu wichtigen Dingen kommt ein Mensch und ein Volk doch nicht aus, solange noch Leben in ihm ist. Damit ist schon die Wurzel angedeutet, woraus beide Erscheinungen schliessen: der Mangel einer eigenen Sache, für die man sich einsetzen könnte.

Der Reisläufer und der Neutrale gehören zusammen.

Während nun aber die Reisläuferei wenigstens in der körperlichen Form nach und nach überwunden worden ist, hat sich die Neutralität umgekehrt zum obersten Staatsprinzip der Eidgenossenschaft und zur höchsten Tugend des Schweizertums entwickelt. Auch Gagliardi scheint, wie ich schon bemerkt habe, in dieser Entwicklung einen grossen Gewinn zu sehen. Die Neutralität ist jedenfalls für die meisten Eidgenossen das Palladium der Schweiz geworden — wehe, wer daran rührt.

In Wirklichkeit ist das vielleicht die tödtlichste aller Gefahren, die uns bedrohen, ja die eigentliche Todesgefahr, weil der Tod selbst. Denn was ist Neutralität anders als Tod, nämlich Neutrali-

sierung und damit Aufhebung aller Lebensspannung? Leben aber ist Spannung, Leben ist Kampf, ist Parteinahme. Alles Lebendige nimmt Partei für das, was ihm entspricht und gegen das, was ihm widerspricht. Das ist auch sein Zweck. Wo dieser wegfällt, bleibt nur das Nichts, der Tod übrig. Es ist eine Grundforderung alles sittlichen Lebens, dass wir Partei ergreifen, Partei ergreifen für das, was wir für das Rechte, und gegen das, was wir für das Falsche halten. Wer das nicht wagt, verliert nicht nur sein Lebensrecht, sondern befindet sich direkt auf dem Wege zu allem Bösen. Das hat Dante für alle Zeiten mit unerhörter Gewalt und Klarheit festgestellt, indem er die Neutralen, die weder zu Gott halten, noch zu seinen Feinden, an den Eingang der Hölle setzt, weil sowohl die Hölle selbst als der Himmel sie verschmähen, weil diese Neutralität das eigentliche Vorzeichen des Reiches des Bösen ist.

Neutralität ist Tod. Das zeigt unsere Geschichte wieder so deutlich als möglich. Sie zeigt, dass die Neutralität in Zeiten herrschte, wo die Schweiz erstorben war und dass sie in dem Augenblick einer andern Haltung wich, wo sie wieder lebendig wurde. Aus jener Haltung, die Nikolaus von der Flüe und jedenfalls Zwingli meinten, und die, wie gesagt, bedeutete, dass man sich nicht um des blossen Vorteils, meistens um des Geldes willen, fremden Zwecken verkaufen, dafür aber eigenen, grösseren dienen sollte, trat nach und nach die Parteilosigkeit, die Gewohnheit, abseits zu stehen und zuzuschauen, wie die andern Völker mit Blut und Opfern um die grossen Ziele der Geschichte rangen, oft um Ziele, die so recht auch die der Schweiz hätten sein müssen — ja, nicht nur zuzuschauen, sondern aus dem Ringen der andern Gewinn zu ziehen. Aus einer Maxime des Hochsinns wurde eine der profitgierigen Schlaueit. Dieser Zug der Schlaueit ist mir immer auf den Gesichtern jener Schweizer aufgefallen, die auf dem in unserem Landesmuseum aufbewahrten grossen Gobelin im Jahre 1663 mit Ludwig XIV. den ewigen Bund neu beschworen. Und zur Schlaueit gesellt sich die Charakterlosigkeit — notwendigerweise, denn diese Neutralität ist ihrem Wesen nach Charakterlosigkeit. Charakter ist Parteinahme; je ausgeprägter ein Charakter ist, desto entschiedener nimmt er Partei, i s t er Partei. Von der schweizerischen Charakterlosigkeit, die eine Folge jener neuen „Staatsweisheit“ war, erzählt Gagliardi selbst, ohne wie es scheint zu merken, wie damit seine eigene Auffassung widerlegt wird, unglaubliche Beispiele. Man verbindet sich ohne Besinnen mit einer Partei und mit ihrer Gegenpartei und einer dritten, ja vierten gleichzeitig, ist allen gegenüber „neutral“ und zieht aus allen so viel Gewinn als man kann. Wer denkt dabei nicht an Erfahrungen der Gegenwart? Wie gesagt: weil man keine eigenen Ziele mehr hat, muss man solche, sobald man wieder lebendig wird, von aussen holen. So schliessen



sich denn die Menschen, die aus dem innern Tod der alten Schweiz heraus wollen, an die Franzosen an, die halt doch unsere Befreier und Aufwecker gewesen sind — was alle kurzsichtige Franzosenfeindschaft unter uns so gern vergisst. Damit ist schon gezeigt, dass man in Zeiten des L e b e n s die Neutralität aufgibt. Das hat sich denn in jener Periode wiederholt, die Gagliardi nicht ohne Grund geneigt ist, für eine der grössten, wenn nicht gar die grösste unserer Geschichte zu halten, in der Regenerationszeit der dreissiger und vierziger Jahre, also in der Zeit, wo die heutige Schweiz entstand. Gerade die kräftigsten Führer dieser Erneuerung wollten dem europäischen Ringen um eine neue Freiheit nicht schlau und profitlich zuschauen, sondern handelnd und Opfer bringend mitmachen. Und Ehre sei denen, die in weiter zurückliegenden Zeiten ebenso dachten! Ob es bedeutende Schweizer gab, die in das Ringen der deutschen Bauern helfend eingreifen wollten, weiss ich nicht, aber Ehre sei dem Antistes Breitinger von Zürich und seinen Gesinnungsgenossen in Zürich und anderswo, dass sie auch nicht bloss zusehen wollten, als sich auf den Schlachtfeldern des dreissigjährigen Krieges das Schicksal des Protestantismus entschied. Gagliardi scheint sie zu tadeln, ich aber sage noch einmal: Ehre sei ihnen, dass sie nach der Lage und dem Denken ihrer Zeit Männer sein wollten und nicht „Neutrale“, dass sie nicht, wie so viele einstige und heutige Schweizer, ernten wollten, ohne zu säen!

Die Neutralisierung ist aber immer wieder obenauf gekommen, zu unserem schwersten Schaden. An der selbstischen Klugheit, die heute ihr Sinn ist, müssen wir mehr als an allem anderen zu Grunde gehen, wenn wir sie nicht abschütteln. Denn sie verstösst gegen das Grundgesetz der sittlichen Welt: „Wer sein Leben sucht, der wird es verlieren, wer es aber verliert um meinetwillen, der wird es finden.“ Eine Gemeinschaft lebt, wie auch der Einzelne, nicht vom Profit, sondern vom Opfer. Der Fluch dieser Neutralität dringt in Leib und Seele unseres Volkslebens ein. Aus ihr stammt, um darauf noch einmal zurück zu kommen, jene Leidenschaft verkehrter Teilnahme für „fremde Händel“, wie sie während des Krieges in der Ereiferung für eine der beiden Kriegsparteien und später in anderen Formen hervorgetreten ist. Es ist dabei psychologisch leicht zu begreifen, dass die Leidenschaft doppelt zügellos wird, wenn man sie an „fremde Händel“ setzt. Denn hier ist man unverantwortlich, während man in eigenen Angelegenheiten die Kosten selbst bezahlen muss und sich darum eher etwas besinnt. Und weil, wie gesagt, ein Mensch eben doch leben und eine Sache haben muss, so erholt man sich an dem Eistod der Neutralität durch die vermehrte Glut falscher Parteinahme. Damit hängt die weitere Tatsache zusammen, dass diese Neutralität meistens nur Heuchelei ist: man tut neutral, ist es aber im Grunde doch



nicht, kann es nicht sein. Das muss auf unser ganzes schweizerisches Wesen verderblich wirken. Das ist ja das Allerschlimmste, dass der Fluch jenes Götzendienstes — denn ein Götzendienst ist es — auch in das gesamte übrige Leben eindringt. Aus der politischen stammt wenigstens zu einem Teil jene Neutralität, die der Schweizer immer mehr auch in seiner ganzen persönlichen Haltung zeigt, ich meine die Unfähigkeit, sich für eine eigene Sache ganz und mit Leidenschaft einzusetzen, die Neigung zum Ausweichen, zum Kompromiss, zur sentimentaligen Bemäntelung der Charakterlosigkeit, und als Frucht von alledem ein tiefer Unglaube an alle geistigen Ziele und ein Heer von Dämonen der Eifersucht, Streberei, Gier, Genussucht, sinnleere Hast. Ganz besonders charakteristisch für diesen Zustand ist ein Zug, der in den letzten Zeiten wieder so stark hervorgetreten ist, ganz wie er sich in früheren Zeiten der Entartung zeigte: die Unfähigkeit, wirkliche Entschlüsse zu fassen, während uns in den grossen Zeiten gerade diese kühne, oft sogar tollkühne Entschlussbereitschaft unserer Vorfahren überrascht. Es ist eben eine furchtbare Sache, wenn ein Volk seine Seele verliert, dadurch dass es neutral wird.

Die ganze Zukunft der Schweiz hängt davon ab, dass wir diese Seele wieder finden. Wir müssen die Neutralität sowohl als oberste schweizerische Staatsmaxime, wie als oberste „Tugend“ des einzelnen Schweizers entschlossen abschütteln — müssen lebendig werden.

Wie? antwortet man mir, meinst du denn, wir sollen gegen die Mahnung des Nikolaus von der Flüe uns grossmannssüchtig doch in fremde Händel mischen?

Natürlich meine ich es nicht so; ich meine vielmehr mit ihm, dass wir das nicht tun sollen. Aber ich meine mit ihm nicht neutrale und profitliche Teilnahmslosigkeit, sondern dass wir eine eigene Sache haben und dafür alles einsetzen sollen, auch das Leben, das unsrige und das der Schweiz, wenn es sein muss. Und welche Sache denn? Nun, die Sache der Schweiz, die „Idee“ der Schweiz, die Aufgabe der Schweiz und damit eine Aufgabe, die auch grösser ist, als die Schweiz, für die wir unter Umständen die Schweiz einsetzen müssen, dass sie sterbend lebe. Nicht nach allen Seiten vorsichtig ausweichend, allen freundliche Worte gebend und alle verrätend, uns selbst inbegriffen, sondern charaktervoll, mit Risiko, einstehend für das, was dem Sinn der Schweiz entspricht, altschweizerische Schlachtentapferkeit ins Geistige, Sittliche, Menschliche übertragend.

Dafür ist uns jetzt eine neue Bahn gezeigt. Man kann ja, wie auch Gagliardi zu tun scheint, zur Begründung jener Neutralitätsmaxime unserer Politik anführen, dass die Trennung in mehrere Konfessionen und Nationen sie notwendig gemacht habe. Ich halte

diesen Einwand auch in Bezug auf die Vergangenheit nicht für stichhaltig, obwohl ihm ein gewisses Recht nicht abzusprechen ist. Man wird ihm erwidern können, dass die Eidgenossenschaft die notwendigen Auseinandersetzungen, denen sie ausweichen wollte, eben doch nachholen musste, vielleicht unter schlimmeren Gefahren, als wenn sie es nicht mit der Neutralität versucht hätte. So hat sie, um das wichtigste Beispiel zu nennen, sich zwar (abgesehen von Graubünden) vom dreissigjährigen Kriege ziemlich fernhalten können und damit vielleicht Grosses verschertzt, aber der erste und zweite Vilmergerkrieg und der Sonderbundskrieg blieben ihr nicht erspart. Aber wie es sich damit auch für die frühere Geschichte verhalte, für Gegenwart und Zukunft gilt jener Grund jedenfalls nicht mehr. Jetzt gibt es Ziele, die die Schweiz ergreifen kann, ohne dass damit eine Auflösung ihres Gefüges erfolgen muss, ja die Lage hat sich so gestaltet, dass nur solche Ziele die Schweiz zusammenhalten können. Ich habe schon öfters angedeutet, dass der V ö l k e r b u n d, um nur dies Eine zu nennen, in meinen Augen für uns Schweizer den gewaltigen Segen bedeutet, dass er uns von dem Tod der Neutralität erlösen kann. Denn er fordert uns zur innigsten Teilnahme an den „Händeln“ der Welt auf, die nun aber nicht mehr „fremde“, sondern eigene sind, weil Angelegenheiten und Aufgaben der ganzen Völkergemeinschaft. Aber nichts könnte tragischer sein, als dass man nun gerade unsere Neutralität vorbehalten musste, um in den Völkerbund zu kommen, dass dieser eine neue Mauer um unseren Friedhof herum werden musste. Nein, jetzt gilt es, wieder eine S a c h e zu haben. Jetzt kann und soll die Schweiz eine eigene Sache haben, eine Sache, für die sie leben und sterben kann. Darum können und sollen wir, die Schweiz als Ganzes, wie die einzelnen Schweizer, von der Neutralität zum Charakter, vom Tode zum Leben genesen. Die Neutralität ist eine graue Fahne, auf der eine Null steht, das Zeichen des Egoismus und des Todes, unsere Schweizerfahne aber hat die Farbe des lebendigen Blutes, freilich gedeutet durch das Weiss, die Farbe der Unschuld, und das Kreuz, das Zeichen der Hingabe im Dienste Gottes und der Menschen. Soll d i e s e Fahne oder jene dauernd die der Schweiz werden?

### 5. Seldwyla.

Es wäre noch vieles zu sagen, was uns der Blick in unsere Geschichte über Schwächen und Gefahren unserer schweizerischen Volksart lehrt. Ich will nur noch rasch einiges hervorheben, was mir besonders bedeutsam erscheint.

Gründlich belehrt wird, wer etwa noch meinte, es stecke im Schweizer ein besonders f o r t s c h r i t t l i c h e r Zug. Das genaue Gegenteil entspricht nicht nur der Erfahrung der letzten Zei-

ten, sondern auch der Wirklichkeit unserer früheren Geschichte. Gagliardi erzählt namentlich aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts fast unglaubliche Tatsachen zur Illustration des Zuges zum Beharren beim Alten, der recht eigentlich den Schweizer charakterisiert. Nur eine solche Tatsache für Viele: In den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts wurde in konservativen Kreisen ernstlich erwogen, ob nicht der Zustand von 1315 wieder herzustellen sei, in dem Sinne, dass man die Eidgenossenschaft auf die damals zu ihr gehörigen Orte reduziere und sich überlege, ob man allfällig mit den übrigen wieder in ein näheres Verhältnis treten wolle oder nicht. Wenn man das Verhalten der schweizerischen Kantonsregierungen und herrschenden Klassen vor, während und nach der grossen Weltumwälzung durch die französische Revolution verfolgt, so fühlt man sich ganz in die schweizerische Gegenwart versetzt.

Ein zweiter Zug dieser Art, der immer wieder hervortritt, ist, auch wieder im Gegensatz zu dem üblichen Bilde, die schweizerische Knechtseligkeit besonders gegenüber dem Auslande. Nur auf den Höhepunkten unserer Geschichte begegnen wir einem andern, mannhafteren Verhalten. Wir müssen uns ganz klar machen, dass mannhafter Freiheitssinn für uns nicht sowohl ein Erbe der Vergangenheit als ein Strebeziel für die Zukunft ist. Die schweizerische Freiheit ist, wie schon Goethe in bekannten Aeusserungen erklärt hat, zum guten Teil ein Mythos. Sie ist es auch heute. Ganz mannhaft war der Schweizer immer auf dem Schlachtfeld, sonst war er häufig genug eine Memme.

Ein weiterer Zug, den ich in diesem Zusammenhang hervorheben möchte, ist die G e n u s s u c h t, die sich als Krebsübel durch fast alle Perioden unserer Geschichte zieht, und die als Ursache und Wirkung aufs innigste mit allen andern Uebeln zusammenhängt. Gerade in den Perioden des Niederganges tritt sie besonders deutlich hervor, begreiflicher Weise, denn diese Genussucht ist nur zum kleineren Teil Kraftüberschwang, zum grösseren ein Zeichen mangelnder Geisterfülltheit des Lebens. Wenn man gierig den Profit sucht, keine Sache hat, seine Seele an das „Fremde“ verliert, dann bleibt für den Lebenshunger, der doch allem Lebendigen eignet, nur der Genuss übrig. Es ist auch heute nicht anders!

Damit ist auch schon das Letzte angedeutet, was ich jetzt noch hervorheben will: die Schweizergeschichte zeigt mit erschreckender und bedrückender Klarheit, dass der Boden unseres schweizerischen Volkstums geistig karg ist, in dem Sinn, dass darauf der Geist nur schwer gedeiht.<sup>1)</sup> Dieser Boden ist ausser von jenen Giftpflan-

---

<sup>1)</sup> Man kennt das Wort Gottfried Kellers: „Die Schweiz ist Holzboden für geistige Bestrebungen.“



zen, die ich geschildert, besonders noch bedeckt von jenem Kraut, das *Philistertum* heisst, und das in seiner Kleinlichkeit und Selbstgerechtigkeit, die zu allen Zeiten auftreten, die Fähigkeit des Aufschwungs zu wahrhaft grossen Dingen geistiger Art fast noch stärker hemmt, als der reine Materialismus, besonders weil es sich so gern ideal verkleidet. Dieses Unkraut zu zerstören ist eine der Hauptaufgaben schweizerischer Selbsterziehung. Ihr dient vor allem auch eine wahrhaftige Darstellung unserer Geschichte.

## 6. Verheissung und Mahnung.

Mit dieser letzten Bemerkung ist auch der Zweck dieser ganzen Darstellung noch einmal erläutert. Sie könnte ja den Eindruck erregen, als sei die Schweiz und ihre Geschichte aus lauter Schwäche und Verirrung zusammengesetzt. Das ist natürlich nicht meine Meinung. Vielmehr hebt sich dieses Dunkel ab von dem grossen Licht, das durch unsere Geschichte strahlt, treten diese Gefahren und Sünden so stark hervor, weil diese Geschichte so gross ist und noch grösser hätte sein können. Von diesem andern kann ich heute nicht noch ausführlich reden. Es sei bloss angedeutet.

Alle die bösen Züge an unserem Volkscharakter haben darin auch ihren Gegenpol. Dem Mammonismus und Materialismus tritt ein Idealismus (im besten Sinne) entgegen, der in vielen Formen sein Vorhandensein beweist, in grossen Gestalten sich verkörpert, unser Volk immer wieder aus dem Tode zum Leben erweckt, und der um so wertvoller ist, als er sich mit dem Realismus einer zähen Tatkraft und ausharrenden Treue verbindet. Die bekannte Nüchternheit des Schweizertums findet ihre Ergänzung in der vielleicht noch zu wenig beachteten Tatsache, dass unser Land immer wieder der Ausgangspunkt grosser „Schwärmereien“ gewesen ist. Als „Schwärmer“ sind ja auch die Schweizer Reformatoren von Luther und den Lutheranern bekämpft worden. Wenn man mit Recht von der schweizerischen Ungeistigkeit reden darf, so bleibt daneben die gewaltige Tatsache bestehen, dass in diesem ungeistigen Volke zwei Städte, Zürich und Bern, jene gewaltigste Geistesbewegung der neuen Zeit, die die Reformation bedeutet, wesentlich getragen haben. Der Reisläuferei ist doch auch zu allen Zeiten eine tiefe und treue Liebe zum Vaterland entgegengestanden und der Tod der Neutralität hat bis jetzt nie das Herz unseres Volkes erreicht. Auch die schweizerische Freiheit ist nicht nur ein Mythos, sondern auch eine weltgeschichtliche Tatsache. Und endlich: Grosses, sehr Grosses hat sich in seiner Geschichte auf dieses Volk herabgesenkt: ich nenne, um es noch einmal durch Symbole anzudeuten, nur Tell und das Rütli, Nikolaus von der Flüe, Zwingli, Calvin, Pestalozzi.

Für dieses Grosse hat unser Volk als Ganzes oder in einem Teil seiner Glieder, vor allem in einzelnen typischen Vertretern,



immer wieder sein Leben eingesetzt. Dieses Grosse ist aber — und das ist die andere Seite der Wahrheit — von unserem Volke immer wieder auch verleugnet und verraten, ja verkauft worden. Diese Seite der Wahrheit müssen wir heute wieder mit aller Ehrlichkeit und Klarheit sehen. Wir müssen es tun, damit wir jenes Grosse wieder fassen können. Dabei werden wir freilich der ungeheuren Schwierigkeiten, die dem Glauben an die Zukunft der Schweiz im Wege stehen, stets aufs Neue inne werden. Es muss uns klar sein, dass der Augenschein gegen diesen Glauben spricht. Aber es ist ja das Rätsel des Glaubens, dass er gerade der Unmöglichkeit gegenüber seine höchste Kraft bekommt. Ich empfinde oft so, dass gerade diese scheinbar so ausserordentlich geringe Eignung unseres Volkes für die grossen Aufgaben, die ihm doch gestellt sind, mir zur stärksten Verheissung wird. Dennoch! Vielleicht dass gerade ein solches Volk berufen sein kann. Tatsächlich hat sich das Grosse in seiner Geschichte auf dieses Volk auch bloss als Wunder und Gnade gesenkt. Es ist im Grunde nur ein anderer Ausdruck für diese Tatsache, wenn wir sehen, dass es wenige Einzelne waren, die durch Tapferkeit und Treue, Leiden und Opfer es auf unser Land herabzogen.

Der eidgenössische Betttag mahnt zu Busse und Gebet. Das ist gewiss unser schweizerischer Weg: Busse — das bedeutet Einkehr und Umkehr, und zwar nicht bloss am Betttag, bedeutet Selbsterkenntnis und Selbstgericht; Gebet — das bedeutet Vertrauen zu dem Geist, der gegen alle menschliche Wahrscheinlichkeit als Wunder und Gnade wieder herabsteigen kann auf unser Volk.

2. September.

L. R a g a z.



## Berichte aus der Arbeit



### Heimwoche in Martinsruh.

Schon letztes Jahr hat im August in dem herrlich am Abhang des Heizenberges im Zentrum Graubündens gelegenen Ferienhaus Martinsruh bei Masein eine Heimwoche stattgefunden. Damals wars eine Pestalozziwoche für Lehrer, von Fritz Wartenweiler geleitet. Dieses Jahr hatten wir in der ersten Augustwoche wieder eine solche Veranstaltung dort. Man zog jetzt für die Einzuladenden keine Grenzen mehr, sondern dachte einfach an alle diejenigen, die ein ernsthaftes Interesse an der Sache der Volkshochschule nehmen. So war es denn eine Zusammenkunft von Freunden dieser Sache, und sie bildete auch das Hauptthema unserer Besprechungen. Besonders interessant waren diese dadurch, dass hier Vertreter aus ganz verschiedenen Gegenden der Schweiz ihre Erfahrungen auf diesem Gebiete austauschten. Es nahmen u. a. an der Woche teil eine Anzahl Lehrer aus dem Saanenland im Bernbiet, die nun uns Andern von der schönen Bewegung bei ihnen daheim erzählen konnten. Während anderswo in der Schweiz, wenigstens auf

benannt wird.<sup>1)</sup> Ich könnte mir im ganzen deutschen Schrifttum keinen denken, der berufener als Martin Buber wäre, uns heutigen Menschen das Wesen der altjüdischen Frömmigkeit in ihrem innersten Sinn zu deuten. Dieser Magier des Wortes, als der sich Buber in seinen Legendenbüchern, besonders im Baalschem erweist und in seinem wesenhaften Büchlein Ich und Du, findet als Dichter und religiöse Persönlichkeit schon längst seine Anerkennung weit über die Kreise seines Volkstums hinaus. Ein sichtbares Zeichen dafür ist eine neue Zeitschrift, die Martin Buber, Viktor Weizsäcker und Josef Wittig (katholischer Schriftsteller), alles im geistigen Leben unserer Tage hervortretende Persönlichkeiten, gemeinsam herausgeben und die den bezeichnenden Titel „Die Kreatur“ führt.

Buber ist nicht nur Jude, obwohl er sein Judentum betont, sondern er ist ein religiöser Führer schlechthin. Auch Rosenzweig, der Mitübertrager, bringt hohe Qualitäten für das grosse Unternehmen mit. Er hat sich längst als Vermittler jüdischen Geistesgutes einen Namen gemacht.

Was das neue Bibelwerk von allen bisherigen Uebertragungen unterscheidet, ist nicht nur sein unbedingtes Festhalten am ursprünglichen Wortlaut, sondern auch seine Wiederherstellung der rhythmischen Gestalt des Urtextes. Die Verinnerlichung der Begebenheiten tritt uns so recht entgegen, wenn wir gewisse Kapitel der Bibel nach Luther mit der Buberschen Wiedergabe vergleichen, zum Beispiel die Schöpfungserzählung (Genesis 1) und die Erzählungen von Jakobs Kampf mit dem Engel (Genesis 32) und von Josefs Deutung des Traumes des Mundschenken (Genesis 40). Da bekommen wir eine Ahnung davon, dass hinter dem äussern unwirklichen Leben ein inneres wirkliches steht, und das Geheimnis der jüdisch-kabbalistischen Schriftdeutung liegt offen vor uns, da es ein Meister „kundig des Flüsterns“ uns durch die Gewalt seiner Worte anvertraut. Wir dürfen uns freuen auf die weiteren Bände, namentlich auf die, die uns die poetischen und prophetischen Bücher bringen werden.

F. H.

## Redaktionelle Bemerkungen.

Zu diesem Hefte sei bemerkt:

1. Ein Bericht über die (übrigens sehr schön verlaufene!) religiös-soziale Konferenz in Romanshorn wird im nächsten Hefte erscheinen.

2. Statt in diesem Heft einzuholen, was wir die letzten Male zu viel an Raum verwendet, war die Redaktion durch die Umstände genötigt, das Umgekehrte zu tun und den Gebotenen Raum um volle 24 Seiten zu überschreiten. Der Vortrag von Weidenmann durfte nicht durch Zerteilung um seine Wirkung gebracht und eine Anzahl Berichte nicht länger zurückgestellt werden. Weil aber solche Raumüberschreitungen eine kostspielige Sache sind, wird vielleicht nötig werden, das November- und Dezemberheft in ein einziges zusammen zu ziehen, das dann etwa Anfangs Dezember erscheinen würde. Auf diese Möglichkeit seien die Leser hiemit vorbereitet. Eine solche Anordnung ist für die Leser und für die Redaktion mit Nachteilen verbunden, doch ist sie diesmal vielleicht nicht zu vermeiden. Denn wir müssen uns normalerweise mit 40 Seiten begnügen. Findet sich aber ein anderer Weg, desto besser!

**Berichtigung.** Im Septemberheft, S. 373, Z. 6 von oben, muss es heissen: „Im zweiten Jahrzehnt“, statt „in den zwanziger Jahren“.

<sup>1)</sup> Inzwischen ist auch der zweite Band, „Das Buch Namen“ erschienen.  
Die Red.